

Sara Aduse

Ich, die Kämpferin

*Beschnitten,
vergeben,
geheilt*



*Die Geschichte
hinter dem Dokfilm*

*»Do You
Remember
Me?«*

WÖRTERSEH

Sara Aduse

Ich, die
Kämpferin

Beschnitten, vergeben, geheilt

Geschrieben von Désirée Pomper

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden einige Namen und Ortsangaben geändert.

Wörterseh wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2021 bis 2024 unterstützt.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2022 Wörterseh, Lachen

Lektorat: Brigitte Matern

Korrektur: Andrea Leuthold

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina

Foto Umschlag vorn: Daniela Huber Fotografie, huber-fotografie.com

Foto »Über das Buch«: Helena Müller

Fotos Bildteil: Privatarchiv, alle anderen Fotos sind gekennzeichnet

Bildbearbeitung: Michael C. Thumm

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Beate Simson

Druck und Bindung: CPI Books GmbH

Print ISBN 978-3-03763-134-8

E-Book ISBN 978-3-03763-823-1

www.woerterseh.ch

*Allen beschnittenen Mädchen in Harar
und auf der ganzen Welt*

Inhaltsverzeichnis

Über das Buch

Über die Autorinnen

Vorwort

TEIL I

Ankunft in Harar

Zerstampfte Kartoffeln und Peitsche

Ohnmacht

»Baba!«

Ein Licht im Heimalltag

Wut im Bauch

»Guten Morgen, Schatz!«

Immer stark sein

Aybüke

TEIL II

Am Wendepunkt

Meine Verletzungen erkennen

Wie ich mir selber vergab

Wie ich anderen vergab

Groß denken!

Abschied vom Bad Boy

»Und, was spürst du jetzt beim Sex?«

Heldin des Monats

TEIL III

Das Glück meiner Schwestern

Wiedersehen mit der »weißen Stadt«

Geistlicher Widerstand

Prügel für Hawi

Burtuchan

Jeder Millimeter ist wichtig

Meine stolzen Freundinnen

Das stille Mädchen Makeda

Ein heikles Vorhaben

Der Heiratsantrag

TEIL IV

Das also ist Mutterliebe

Das schönste Geschenk Gottes

In den Startlöchern

Danke!

Interview mit Dr. med. Gabriella Stocker

»Kaum eine beschnittene Frau redet über ihre sexuelle Zufriedenheit«

Hilfe und Beratung

Über das Buch

Sara Aduse lebte vorübergehend bei ihrer Großmutter in Harar, Äthiopien, als diese ihr, der damals Siebenjährigen, viele Geschenke und ein großes Fest versprach. Was für die Großmutter und alle anderen anwesenden Frauen zum Freudentag wurde, war für die kleine Sara traumatisierend: Sie wurde beschnitten, erlitt dabei unvorstellbare Schmerzen und verlor zudem das Urvertrauen.

Noch Jahre später – Sara lebte schon längst in der Schweiz – litt sie unter den psychischen Folgen, war abwechselnd tieftraurig oder ungemein wütend. Erst als sie sich bewusst mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzte, wurde ihr klar, wo ihr Gefühlschaos seinen Ursprung hatte, und konnte sich an die Aufarbeitung ihrer Geschichte machen. Dazu gehörte, dass sie 2019 nach Äthiopien reiste, dorthin, wo alles begann.



Weltweit gibt es über 200 Millionen beschnittene Mädchen und Frauen. Allein in der Schweiz leben über 22 000 Mädchen und Frauen, die beschnitten oder von dieser Praxis bedroht sind. Sara Aduse sagt:

»Wenn ich es mit meiner Aufklärungsarbeit, mit dem Dokfilm >Do You Remember Me?< und diesem Buch schaffe, auch nur ein einziges Mädchen vor der Beschneidung zu bewahren, hat sich mein Gang an die Öffentlichkeit mehr als gelohnt.«

Über die Autorinnen

Sara Aduse war sieben Jahre alt, als sie in Harar, Äthiopien, beschnitten wurde, und sie war zwölf, als sie mit ihrer Familie in die Schweiz kam, wo sie 2013 eingebürgert wurde. Nach ihrer Ausbildung zur Pflegeassistentin fand sie den Mut, ihre Geschichte öffentlich zu machen. Kurz darauf reiste sie nach Harar, um dort ihre Beschneiderin zu suchen. Daraus entstand der Dokumentarfilm »Do You Remember Me?« und das hier vorliegende Buch »Ich, die Kämpferin«. Wieder in der Schweiz, schloss sie die Ausbildung zum eidgenössisch anerkannten Integralcoach ab, gibt seither Workshops und Seminare und bildet sich daneben zur psychologischen Mentorin weiter. In ihrer Aufklärungs- und Heilungsarbeit für eine Welt ohne Mädchenbeschneidung arbeitet die heute Dreißigjährige unter anderem mit Unicef und World Vision zusammen. Sara Aduse ist seit einem Praktikum bei »20 Minuten« Teilzeit als Redaktorin angestellt. Sie lebt in der Nähe von Zürich.

Désirée Pomper, geb. 1984, startete während ihres Studiums der Internationalen Beziehungen in Genf eine Laufbahn als Journalistin. Heute ist sie stellvertretende Chefredaktorin bei »20 Minuten«, Filmemacherin und Ghostwriterin. »Do You Remember Me?« ist ihr erster Dokumentar- und Kinofilm; sie hat ihn gemeinsam mit den »20 Minuten«-Videojournalisten Helena Müller und Murat Temel produziert. Der Dokfilm wurde unter anderem für den Filmpreis in der Kategorie Erstlingswerk an den Solothurner Filmtagen nominiert sowie für die Impact Days des Internationalen Filmfestivals und Forums für Menschenrechte FIFDH in Genf und für das Socially Relevant Film Festival New York. Die »20 Minuten«-Produktion dokumentiert Sara Aduses Reise nach Äthiopien, wo sie ihre Beschneiderin sucht und damit beginnt, sich gegen Mädchenbeschneidung starkzumachen. Désirée Pomper lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in Zürich.



© 20min/Celia Nogler

VORWORT

»Es gibt Begegnungen mit Menschen, die uns vom ersten Augenblick ein Interesse abgewinnen, bevor wir noch ein Wort mit ihnen gesprochen haben«, so der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski. Solchen Menschen durfte ich als Journalistin in den letzten fünfzehn Jahren immer wieder begegnen: Bundesrätinnen und CEOs, Dealern und Sexarbeiterinnen. Aber die Begegnung, die mich bisher am meisten beeindruckt hat, war diejenige mit einer jungen Frau aus Zürich: Sara Aduse.

Sara war im Mai 2019 für ein Interview in die Redaktion von »20 Minuten« gekommen, um als erste Frau in der Schweiz öffentlich darüber zu reden, dass sie als Kind beschnitten worden war. Weltweit gibt es über 200 Millionen beschnittene Mädchen und Frauen – doch kaum eine redet darüber. Als Mutter zweier Töchter berührte mich Saras Geschichte besonders. Gleichzeitig war ich beeindruckt von ihrem Mut. Ich fragte mich, was sie zu diesem Schritt bewogen hatte. Sara – das wurde schnell klar – wollte mehr als »nur« über ihre Beschneidung reden. Sie wollte die Gründe für die Praxis verstehen und vor allem etwas dagegen unternehmen.

So beschlossen meine »20 Minuten«-Kollegen Helena Müller, Murat Temel und ich, Sara einige Monate später nach Äthiopien zu begleiten und die Reise in ihr Herkunftsland filmisch zu dokumentieren.

Eines Abends saßen wir nach einem aufwühlenden Drehtag – wir waren gleich zweimal bestohlen worden und hatten viele Stunden auf dem örtlichen Polizeiposten verbracht – in der schlichten Hotellobby, als Sara von ihrem

Wunsch erzählte, ein Buch über ihr Leben zu schreiben. Ihr Ziel war es, Frauen, die wie sie Traumatisches erlebt hatten, mit ihrer eigenen Geschichte zu ermutigen. Ihnen zu zeigen, dass es möglich ist, Frieden mit sich zu schließen und glücklich zu werden. Saras Enthusiasmus war ansteckend. So wählte ich, zurück in der Schweiz, die Nummer der Wörterseh-Verlegerin Gabriella Baumann-von Arx. Es ist ihr zu verdanken, dass dieses Buch nun erscheint.

Über zwei Jahre durfte ich Sara auf ihrem Weg begleiten. Kennen gelernt habe ich eine Frau, die sich ambitionierte Ziele steckt und diese mit einer bewundernswerten Hartnäckigkeit verfolgt. Eine Frau, der es gelungen ist, Wut in Liebe und Selbstzweifel in Selbstbewusstsein umzuwandeln. Eine Frau, die mich gelehrt hat, wie dankbar man dafür sein muss, in einem behüteten Elternhaus aufgewachsen zu sein mit Menschen um sich herum, die einen bestärken und so den Weg für die Zukunft ebnen.

Sara ist eine Frau, die für ihr Glück kämpft, aber auch für das der anderen, und das tut sie auf eine sanfte Weise. So hält sie Gefängnisstrafen und Drohungen im Kampf gegen Mädchenbeschneidung nicht für zielführend. Stattdessen sucht sie das Gespräch auf Augenhöhe, fühlt sich in ihr Gegenüber ein, hört zu und erzählt von ihren eigenen Erfahrungen. Sara bewegt zum Umdenken, ohne anderen die Würde zu nehmen. Das ist eine Gabe, für die ich sie bewundere.

Ich möchte Sara an dieser Stelle für das mir geschenkte Vertrauen danken. Und für ihre große Geduld, denn sie ließ mir die Zeit, die ich benötigte, um mich in ihre Lebenswelt hineinzufühlen.

Désirée Pomper, im Februar 2022

TEIL I



Ankunft in Harar

Harar, 10. November 2019. Es dunkelte bereits ein, als meine Cousine Inas und ich die weiß verputzten Festungsmauern erblickten und das gewaltige Stadttor der ostäthiopischen Stadt passierten. Nach dem zwölfstündigen Flug von Zürich über Addis Abeba nach Dire Dawa und einer zweistündigen Taxifahrt hierher stieg ich kurz aus und vertrat mir die Beine. »Herzlich willkommen in Harar!«, grinste Inas. Sie hatte mich vom Flughafen abgeholt und zeigte nun auf das bunte Treiben um uns herum. Bald darauf standen wir mitten in der umtriebigen Stadt, die rund 150 000 Einwohner zählt. Hunderte blaue Tuk-Tuks, kleine motorisierte Autorikschas, schnitten sich hupend den Weg ab. Esel, links und rechts beladen mit Zuckerrohr, und Männer mit hohen Ballen frisch geschnittener Khat-Zweige auf den Schultern schoben sich an uns vorbei. Die Straßen waren noch immer voller Menschen und erfüllt vom Stimmengewirr. Die Markthändler räumten gemächlich ihre Stände zusammen. Der Gesang der Muezzins erklang und rief zum Abendgebet. Wie lange war ich nicht mehr in dieser faszinierenden Stadt gewesen!

Früher, hatte man mir erzählt, waren bei Einbruch der Nacht die fünf Stadttore – eines für jedes Tagesgebet des Islam – verschlossen worden. Dann kam niemand ohne ausdrückliche Erlaubnis mehr hinein. Außerdem brauchte, wer in der Dunkelheit der Stadt unterwegs war, eine bewaffnete Eskorte, denn nachts fielen die Hyänen ein: Sie schlüpfen durch eigens für sie in die Stadtmauer eingelassene Öffnungen und vertilgten den Abfall auf den Straßen. Noch heute schleichen nach Sonnenuntergang Hyänen umher auf der Suche

nach Essensresten, weshalb man hier nächtliche Spaziergänge besser vermeidet. Als kleines Mädchen hatte ich einmal eine unschöne Begegnung mit einem dieser Tiere. Es war am Ende des Fastenmonats Ramadan, als mein großer Bruder Khalid und ich frühmorgens Besorgungen für das Fest des Fastenbrechens machen wollten. Wir waren bereits auf dem Rückweg, da erblickten wir plötzlich das bucklige Geschöpf – und es uns. Langsam schritt es auf uns zu. Wir wussten, dass Hyänen ihre Beute bis zur totalen Erschöpfung jagten und bei lebendigem Leib zerrissen. »Lauf!«, schrie Khalid. So schnell uns die kurzen Kinderbeine trugen, liefen wir Richtung Haus, das zum Glück nicht weit entfernt lag. Obwohl die Hyäne sofort die Verfolgung aufnahm, schafften wir es. Mit aller Kraft hämmerten wir, laut um Hilfe rufend, gegen Großmutter's Eisentor. Das Hausmädchen öffnete, zerrte uns blitzschnell hinein und schlug mit einem großen Knall das Tor hinter uns zu.

Ich wischte die Erinnerung beiseite und ließ all die Geräusche und Gerüche Harars auf mich wirken. Am nächsten Morgen, so nahm ich mir vor, würde ich den Pferdemarkt in der Altstadt besuchen. Ich würde mich unter die in farbenfroh leuchtende Tücher gehüllten Frauen mit ihren fein geschnittenen Gesichtern mischen, die mit Papayas gefüllte Körbe auf ihrem Kopf balancierten oder, auf dem Boden sitzend, Zwiebeln, Tomaten, bunte Stoffe und filigrane Korbflechte feilboten. Mein Blick würde hängen bleiben an den Reifen, die die Fußgelenke der Verkäuferinnen zierten, an ihren goldenen Nasenringen und den glitzernden Plättchen auf der Stirn. Ich würde ihre wehenden Schleier und Schals und ihre purpurfarbenen Gewänder bestaunen, die sie über knöchellangen Samthosen trugen. Ich würde vor den Juwelierständen stehen bleiben, an Männern vorbeisclendern, die auf offener Straße das Fußpedal ihrer Nähmaschine bedienten oder zu dritt auf abgewetzten Tischchen Domino spielten und sich die Backen mit euphorisierenden Khat-Blättern vollstopften. Ich würde den Pferdekutschen ausweichen, mich durch die engen Gassen

schlängeln, vorbei an den verschachtelten Häusern, den sich überall auftürmenden Minaretten und Heiligenschreinen mit ihren weißen Kuppeln. Ich würde den Duft von Weihrauch und frisch geröstetem Kaffee einatmen.

Jetzt aber, jetzt wollte ich erst einmal zu Großmutter fahren. Ob sie mir wohl öffnete? Sie wusste, dass ich auf dem Weg zu ihr war. Und sie wusste, worüber ich mit ihr sprechen wollte. Meiner Mutter hatte sie vor meiner Abreise klargemacht, dass sie zu so einem Gespräch mit mir nicht bereit sei. Vielleicht bestand aber doch eine kleine Chance. Ich wollte es nicht unversucht lassen.

Als ich das erste Mal nach Harar zu Großmutter fuhr, war ich fünf Jahre alt. Das war 1996. Es hatte geheißen, meine zwei Brüder und ich würden bei ihr die Ferien verbringen. Die Fahrt damals war beschwerlich. Über zehn Stunden waren wir im Bus unterwegs von Addis Abeba, der äthiopischen Hauptstadt, wo ich zur Welt gekommen und in einem gepflegten Quartier aufgewachsen war. Ich erinnere mich noch an die schweren, bodenlangen Vorhänge in unserem Wohnzimmer und an den Tiefkühler in der Küche, wo mein Vater, der Abteilungsleiter einer Geflügelfabrik war, gefrorene Hühnchen stapelte. Damals war mir von den vielen Kurven schon ganz übel, und von den Schlaglöchern schmerzte der Hintern. Aus den Buslautsprechern schepperte laute Musik. Ich saß zwischen meinem älteren Bruder Khalid und meiner Mutter, wo es eng war und heiß. Am liebsten wäre ich auf Mutters Schoß geklettert, aber da saß schon mein Bruder Adil, der erst drei war. Also blieb ich, wo ich war, und hoffte, dass wir das Ziel bald erreichten.

Auch damals passierten wir das große weiße Stadttor von Harar. Die Sonne brannte gnadenlos auf uns nieder, als wir ausstiegen. Autos hupten, Händler priesen lauthals ihre Waren an, Menschen schoben sich durch die Gassen, und überall standen Esel herum. Eingeschüchtert von diesen neuen Eindrücken, drängte ich mich enger an Mutter und versuchte, mit ihr schrittzuhalten, während sie sich mit ihrer schweren Tasche zielsicher einen Weg durch die

Menge bahnte, darauf bedacht, nicht in tierische Exkreme zu treten. Die Straßen waren über weite Strecken nicht asphaltiert, wie ich es von zu Hause gewohnt war, sondern aus gestampfter brauner Erde und, obwohl es nicht regnete, ziemlich matschig.

Schließlich bogen wir in eine schmale und saubere kopfsteingepflasterte Gasse ein, die auf beiden Seiten von farbigen Hausmauern gesäumt war. Pink, hellblau, rot. Bogen nach links ab, dann nach rechts und wieder nach links. Ich war beeindruckt, wie Mutter sich in diesem Labyrinth zurecht fand. Aber schließlich war sie ja hier aufgewachsen. Plötzlich blieb sie stehen und klopfte an eine hohe Eisentür. Eine korpulente Frau öffnete uns. Es war Großmutter, die ich damals zum ersten Mal sah. Sie streckte uns ihre Hand entgegen, und wir küssten sie – dreimal die Innenseite und dreimal den Handrücken, wie das hier Brauch ist.

Im Innenhof wischte ein Hausmädchen den bunten Mosaikboden, Hühner flatterten herum. Die Hauswände waren frisch gestrichen und mit feinen Holzschnitzereien verziert. Es duftete nach gekochten Bohnen. Und hungrig, wie wir waren, griffen wir beherzt zu. Anschließend führte das Hausmädchen meine zwei Brüder und mich in ein Zimmer, auf dessen Boden dünne Matten lagen. Hier würden wir schlafen und uns zu dritt eine Decke teilen. Mit im Zimmer schliefen auch zwei Cousinen und ein Cousin. Ich wunderte mich, dass die Leute hier keine weichen Betten hatten und dass es statt einer Sitztoilette im Haus ein Plumpsklo im Vorhof gab. Doch ich fand alles schrecklich aufregend, und schon bald fielen mir – trotz der harten Unterlage – die Augen zu, so müde war ich von der langen Busfahrt.

Nachts schreckte ich plötzlich auf. Was waren das nur für schrille Schreie? Wie ich später erfuhr, hatten mich die Hyänen geweckt. An diese Laute gewöhnte ich mich nie. Jede Nacht fürchtete ich mich davor, dass die Tiere in unser Haus schlichen und uns auffraßen.

In den ersten Tagen kamen Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen zu Besuch, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Es wurde reichlich aufgedeckt und viel geredet. Ich umklammerte Mutters Beine und musterte die neuen Gesichter. »Was für schöne Kleider du hast!«, sagten die Kinder bewundernd. »Leihst du sie uns mal aus?« Erst jetzt fiel mir auf, dass ihre Kleider fleckig waren und löchrig, was mich allerdings nicht weiter störte. Schon bald legte ich meine Scheu ab und zog mit meinen neuen Spielkameraden um die Häuser. Es waren unbeschwerte Tage, in denen wir Fangen spielten und beim Kieselsteinwerfen unsere Geschicklichkeit maßen. Wir waren draußen unter freiem Himmel, bis es dunkel wurde; in Harar fiel das Thermometer selten unter 25 Grad, und es regnete fast nie, außer im April und im Mai ein bisschen. Ich gewöhnte mich daran, dass Hühner und Ziegen im Innenhof vor den Augen aller geschlachtet wurden, auch wenn mir die Tiere unglaublich leidtaten. Bald machte es mir auch nichts mehr aus, dass wir von Zeit zu Zeit im Dunkeln saßen, weil der Strom ausfiel; dann nahm Großmutter eine verzinkte Sturmlaterne aus dem Schrank und zündete sie an.

Eine Veränderung in meinem neuen Alltag, die mir mehr Mühe bereitete, waren die religiösen Praktiken, denen Großmutter großen Wert beimaß. Ihr war es wichtig, dass wir fünfmal am Tag zum Gebet den Teppich ausrollten. Sie las uns Verse aus dem Koran vor, die ich nicht verstand, und wir Kinder mussten sie nachsprechen. Immer und immer wieder, bis wir sie auswendig konnten. Es fiel mir schwer, so lange still zu sitzen. Aber ich wusste, dass ich die Verse fleißig üben musste, sonst würde ich nicht ins Paradies kommen, sondern in der Hölle landen. Und das wollte ich auf gar keinen Fall.

Der wichtigste Wochentag war für uns der Freitag, der Tag, an dem die islamische Gemeinde zusammenkam und gemeinsam betete. An diesem Tag wurden wir Kinder morgens auf dem Vorhof in einem Waschzuber gebadet. Das Hausmädchen wärmte das Wasser auf dem Herd und goss es uns mit einem